Synagogenbauten in Deutschland : beständig wie die Sonne

Autor(en): **Klemmer, Clemens**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **84 (1997)**

Heft 1/2: **Glas = Verre = Glass**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-63554

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Werk über die Ladeneinrichtung, wo jeder Kubikmillimeter ganz grundsätzlich beachtet wurde, ging dann zum Wohn- und Wochenendhaus über und reichte bis hin zu sakralen Bauaufgaben wie dem Bau des Krematoriums in Graz, das 1933 nach seinen Plänen errichtet wurde. Seine noch gewussten ausgewogenen Proportionen, sein feiner Sinn, mit Wänden und Fenstern Massen gliedern zu können, um unverwechselbare architektonische Räume zu schaffen, die dem heutigen Seilziehen zwischen Geist und Geld noch eine Absage erteilten und das bloss Interessante kategorisch von sich zu weisen wusste, führten dazu, dass er von 1934 bis 1936 Assistent bei Clemens Holzmeister (1886–1983) wurde und bis zum sogenannten «Anschluss» Österreichs die Meisterklasse für Architektur an der Akademie der bildenden Künste leitete. Für den modernen, das heisst an den klassischen, vom Menschen abgenommenen Massen orientierten und damit gestaltenden sowie liberal eingestellten Architekten Erich Boltenstern war in den kein menschliches Mass mehr kennenden staatstragenden NSDAP-Institutionen weder Platz noch Raum, so dass er bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wieder als freischaffender Architekt arbeitete.

50jährig wurde er an die Technische Hochschule seiner Heimatstadt Wien berufen, wo er seit 1952 als Professor bis 1968 lehrte und sein Wissen und Können weitergab. In diesen Jahren baute er die Hofkanzlei von Fischer von Erlach und die Wiener Staatsoper auf, schuf den Ringturm in Wien, gestaltete 1972 das Landestheater in Innsbruck neu, und neben der Instandsetzung der Wiener Börse nach einem Brand errichtete er zahlreiche Wohn- und Bürobauten für die Österreichische Nationalbank in Wien sowie eine Vielzahl von Friedhofshallen in der Steiermark. Bis zu seinem 90. Lebensjahr war er als Architekt tätig, und erst ein Augenleiden vermochte seiner Berufung Einhalt zu gebieten.

Kurz vor seinem 95. Geburtstag ist er, der für sein Schaffen mit dem Ehrendoktorat der TH-Wien, dem grossen Österreichischen Staatspreis und dem Ehrenzeichen der Stadt Wien und des Staates Österreich ausgezeichnet worden ist und für den Menschen und nicht für fragwürdige Ideen baute, am 2. Juni 1991 in seiner Heimatstadt Wien gestorben.

Clemens Klemmer

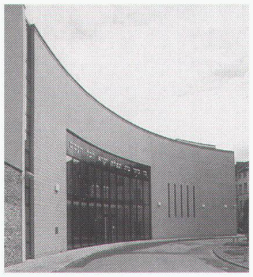
Synagogenbauten in Deutschland

Beständig wie die Sonne

Für einen Mann wie Alfred Jacoby, der 1950 in Offenbach als Kind jüdischer Eltern geboren wurde und in Cambridge und an der ETH Zürich ein Studium der Architektur durchlaufen hat, ist die Synagoge kein multifunktionaler Raum, den man wie ein x-beliebiges Tuch in Falten werfen kann oder muss, sondern ein sakraler Ort, in dem das ordnende Wort Gottes seinen uneingeschränkten Bestand hat. Diese Permanenz, diese Endlosigkeit oder besser gesagt diese Unendlichkeit und Ewigkeit des göttlichen Wortes ist es, dem er als Architekt einen Fest-Raum geben will, der nach wie vor an seine drei Dimensionen gebunden ist und gefesselt bleibt. Dabei greift er – ähnlich wie Aldo Rossi, bei dem er neben Alberto Camenzind in Zürich studiert hat – auf die abstrakten zeitlosen mathematischen Figuren Kreis, Dreieck, Quadrat usw. zurück. Mit ihnen allein kann Jacoby natürlich nicht bauen, sondern erst durch ihre Einbindung in die Proportionsgesetze und aus dem Zweck der Aufgabe heraus, für die Menschen jüdischen Glaubens eine Synagoge und ein Gemeindezentrum zu bauen, geben sie der Bauform jene Würde, die jedes Bauwerk und besonders der synagogale Sakralbau von seiner Bestimmung her gesehen verlangt, um dem Ewigen einen ehrenvollen, feierlichen, repräsentativen Ort auf der Erde zu geben. Dieser Ort ist ein Raum des Gebets, in dem sich der Betende im Gespräch mit Gott befindet.

Bisher hat Alfred Jacoby in Darmstadt (1988), in Heidelberg (1994) und zuletzt in Aachen (1995) neue Synagogen mit den dazugehörigen Gemeindezentren (Mikwe, Vortragssaal, koscherer Küche, Bibliothek, Spiel- und Arbeitsräume für Kinder, Jugendliche, Erwachsene jeden Alters) für die dortigen jüdischen Gemeinden gekonnt errichtet. Man kann sie alle mit einer Symmetrieachse versehen und wird dabei feststellen, dass sich stets die beiden Hälften die Waage halten. Derzeit arbeitet er an den Plänen für eine neue Synagoge in seiner Geburtsstadt und an einem Wettbewerb für den Neubau einer Synagoge in Bochum.

Alfred Jacoby hat sich bei seiner Synagoge in Aachen wie schon zuvor in Heidelberg des zylindrischen Baukörpers bedient, denn sie ist der Mittelpunkt, um den sich gewissermassen die jüdische Gemeinde dreht, egal an welchem Ort dieser Welt sie sich befindet. In der Kaiserstadt, in der jüdisches Leben seit Karl dem Grossen überliefert ist, hat er die neue Synagoge, die wieder an die Stelle des zerstörten Vorgängerbaus getreten ist, mit einem eingeschossigen halbkreisförmigen Baukörper eingefasst, der durch sein Glasdach das beständige Sonnenlicht ungehindert eindringen lässt und damit dem Motiv der Beständigkeit zusätzlich Raum gibt. Genau in der Mitte des kreisrunden Körpers der Synagoge hat er die Bima angeordnet, die von einer linsenartigen Stahlskelettkuppel überwölbt wird und mit diesem architektonischen Mittel sagt: «Hier ist der Ort des Himmels, an dem das Wort Gottes aus der Thora – dem ‹Gesetz› – verlesen wird.» Das zeitlose Zeichen des Rundbaus – so Jacoby – «verkörpert in idealer Weise den Glaubenssatz von dem einen Gott, der sich an einem Punkt im Raum, der Kreismitte, durch das Wort offenbart». Den Thora-Schrein hat er, entsprechend den liturgischen Gesetzen, in einer raumhohen Nische im Osten untergebracht, und mit einem schmalen Lichtband in der Kuppel, die sie in ihrem gesamten Durchmesser durchschneidet, macht er die Orientierung nochmals im Grund- und Aufriss des Daches für die Gläubigen sinnfällig deutlich. Die in zwei Hälften geteilte Kuppel wird durch eine verspannte Drahtseilkonstruktion so zusammengehalten, dass diese einen Davidstern bildet, der die Gemeinde überspannt. Die Pflicht der Bauaufgabe, einen würdigen Raum für eine Synagoge zu schaffen, hat Alfred Jacoby in Aachen einmal mehr fortsetzen und unter Beweis stellen können. Hier konnte er sozusagen seine bisherigen Bauerfahrungen, die bei jedem Architekten zwangsläufig zu Wandlungen führen, es sei denn, er lässt sich durch sein eigenes Ideengebäude gefangennehmen, weiter in den geschaffenen Räumen ausformen und bei der Gestaltung der Synagoge und des Gemeindezentrums in Aachen ausserdem vervollkommnen, was sich insbesondere in der sorgfältigen Auswahl seiner Baumaterialien, in ihrer Reinheit und Gradheit ausdrückt, weil «im Detail», so der Satzbaumeister Walter Benjamin (1892–1940)», «sieht man das Auge Gottes».



Synagoge und Gemeindezentrum in Aachen, Architekt Alfred Jacoby, Baujahr 1995

Trotz der Schäden hat man in Aachen nach dem Krieg vielfach die zum Teil zerstörte Bausubstanz wieder instand gesetzt und selbst Trümmerstücke in neue Bauten, die sich dem überlieferten Massstab im Stadtkern anpassen mussten, wieder eingebaut. An dieser für Aachen ganz kenn- und auszeichnenden Wiederaufbauphase orientierte sich Alfred Jacoby, indem er bei der Ausformung des Gemeindezentrums der halbkreisförmigen Geometrie des Synagogenplatzes folgte und es als ein geschwungenes Bauwerk anlegte, das die Platzwand des halbkreisförmigen Platzes als Schlussstein schliesst und zugleich den Auftakt für neues jüdisches Leben in Aachen bildet. Mit solchen Formen gelingt es ihm, Bauten zu schaffen, die das Jahr ihrer Entstehung keineswegs verleugnen. Insofern ist das Bauen von Alfred Jacoby zeitgenössisch, aber nicht nur das: Weil es nicht – wie heute so oft – sich selbst oder eine Grille feiert, sondern immer dienender Natur ist und darauf achtet, dass seine Formen auf den Entwurfswaagschalen fein austariert sind, deshalb ist sein Bauen beständig wie die Sonne und weit davon entfernt, in eine mythische Ästhetik zu verfallen, die für unser technisches und dennoch romantisches Zeitalter so typisch geworden ist.

Clemens Klemmer